



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Krüger, August: Frau Potiphar : eine wahre Geschichte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sie reichlich selbst verdient, denn mindestens in vielen Fällen liegt das Schuldverhältnis wohl umgekehrt, und namentlich die Dichter werden lange warten müssen, bis sich ihnen wieder ein so nachsichtiger und weitherziger Verlag zur Verfügung stellt.

A. P.



Frau Potiphar

Eine wahre Geschichte von August Krüger



ee, Lauchsen, laß dêr nör nisch weismachn. A schlachts Mensch ist de Leunern nich, un dr Pforr siltt sei su wos vullens nich so'n.

Du bleibst ottr*) ooch bei Labtog a Kind, Körnern. Wenn de nich willst, do is kee Hörn und Sahn. 'S muß dr doch selber schu aufgolln sein, wie se in em furt mit dem Jagr z'sammenhoekt.

Do is ottr nisch weitr drbei: har hot heuch**) a luses Maul, un sie hot ihre Freed an lustgen Geschichten.

Dos mog schu sei, Körnern, ottr doderfür hätt'n se Zeit gnug bei Tog, do brauch't s'ch dr Jagr nich nächstens ins Haus z' stahln.

Überleg dr sei, wos de fast, Lauchsen; se könnten dich uffm G'richt fro'n.

Da sein gnug Leit do, dies beschwörn künn'n.

Die möcht'ch emol sahn.

Dornoch brauchst de nich weit ze loofn. Wos meine Gruze is, die konn drsch erzähln. Weil se dan dicken Bod'n g'hott hot un keen Schlof, is se su ufft haußen ringerannt, und da langt dr kee Duzend mol, daß se's mit ihrn eegnen Dogen g'sahn hot, wie s'ch dr lange Haring zer Hinnerthür raus und rein gschlichen hot. 'S wor ottr ollemol wenn d'r Leuner mitzamsten***) Anachten noch Kummetau gfohrn wor, un dr Mohnd dorst sei aa nich haußen sei. 'S hons otter aa noch annere gahn: de Burche, die d' Mühl z' stelln hotten, un 'n Bratschneider sei Bus, un emol is aa dr Stollung schun uffgwast, wie dr Jagr wieder furtgmocht is. Har is ollemol vun d'r Dorfsseit runnerg'kumm'n un uff dr böhmischen Seit weiter, gleich über de Brück in'n Wald nei un in de Höh. Se hon s'ch nör gwunnert, daß 'r ollemol auß'r dr Flint aa 'n grußen Rucksack getro'n hot. Obr a Irrtum konn do nich sei, weiln dr kee anner Monnsbild sitt'n †) Gang hot wie dr Haring.

Na, Lauchsen, was ho'n se dee ††) noch weiter g'sahn?

Ich döcht dich, dos wör gnug.

Dos lo'ch dr dich nich zugabn. Muß har grode zer Leunern ganga sei? Har konn ju aa deine Gruze gsucht ho'n — udr war wees wos. Du, Lauchsen, worüm is dee bei Madel nich mehr uff dr Mühl?

Se is selbr gangn, weil se'n Reschpekt vur dr Leunern verluern hot.

Su? Weest de, wos de Leit so'n? Der Müller hätt se fortgschickt, weil se'm olln Leuner immer alles geklotscht hot, wos uff dr Mühl possiert wor.

Dos hett'ch ottr aa nich von dir erwort't, Körnern, daß de meinen eegnen Sinnern gorstige Sochen nachso'ft. Da will'ch doch liebr machn, daß'ch wagtumm.

Mit diesen Worten erhob sich die kleinere der beiden Frauen, die eines Dienstags morgens am Waldbrand geraftet hatten, griff erregt und hastig nach

*) aber. — **) eben. — ***) samt den. — †) solch einen. — ††) denn.

ihrem Stock, ließ es sich aber gewohnheitsmäßig gefallen, daß ihr die Körnern den schweren Tragkorb auf dem Rücken befestigte, und erwies dann der Kameradin den gleichen Dienst. Nur Abschied wurde nicht genommen. Rasch schritt die Lauchsen rechts dem Grunde zu, aus dem mit Schindeln gedeckte Häuser hervorguckten; bedächtigen Ganges wandte sich die Körnern nach der andern Richtung, wo am Ende des Bergrückens der Weg gleichfalls nach Nothenthal, dem stattlichen Hauptort des Flöhathals, hinabführte. Seit Jahren zogen die beiden Frauen dreimal in der Woche bei jedem Wetter die beschwerlichen Waldespfade hin und her, um den wohlhabendern Nothenthalern neubacknes Brot aus der Naschlitzer Lochmühle, das dem einheimischen bei weitem vorzuziehn war, zuzutragen. Seit etlichen Monaten vergrößerte sich die Kundschaft der beiden „Naschlitzer Brotweiber,“ wie sie genannt wurden, dermaßen, daß sie es kaum noch allein bewältigen konnten. Änderungen in der diesseitigen und jenseitigen Bäckerei hatten das nicht veranlaßt, sondern der Grund lag auf geistigem Gebiete: Naschliß hatte in Edwin Stetter einen neuen Pastor erhalten, und die Sonntagspredigten dieses neuen Pastors waren zu Ereignissen geworden, die die ganze Umgegend in Aufregung versetzten.

In seiner Kandidatenzeit hatte sich Stetter der deutsch-katholischen Bewegung angeschlossen, war aber dann wieder in die Landeskirche zurückgekehrt und von der Behörde versuchsweise nach Naschliß geschickt worden. Dieses einsame, hart an der Grenze gelegne Walddorf konnte wohl als eine Art Strafstelle gelten; es war vielen Vorgängern Stetters zur Hölle geworden. Sie hatten es unmöglich gefunden, auf die aus Nagelschmieden, Pferdehändlern, Hausierern und Kohlenbrennern bestehende Bevölkerung einzuwirken. Stetter war das schnell und einfach dadurch gelungen, daß er sich in den Glauben seiner Naschlitzer möglichst wenig mengte, aber sich mit äußerstem Eifer und Geschick ihres Wandels annahm. Die Naschlitzer leisteten in Glaubenssachen entschieden zu viel: protestantische und katholische Lehre ging in ihren Köpfen bunt durcheinander, Geistliches und Heidnisches war ihnen gleich heilig, und als Stetter in Privatgesprächen abgeraten hatte, sich vor nächtlichen Begegnungen mit schwarzen Ragen, vor Kreuzwegen zu fürchten, als er die Macht des Beschwörungsverfahrens bei Zahnleiden, bei blutenden Wunden und andern leichten chirurgischen Fällen bezweifelt hatte, war von dem Wirt der Ober-schenke laut und öffentlich erklärt worden: „Einn sitten Paster, der gor nicht glöbt, lönn mer nich brauchn.“ Stetter hatte jedoch die gefährdete Autorität schnell zurückgewonnen durch die eindringliche und eigne Art, in der er das sittliche Leben in seiner Gemeinde überwachte. Während seine Amtsbrüder die Todsünden zu angebrachter Zeit in abstracto abhandelten, hatte Stetter als vorzüglicher Menschenkenner eingesehen, daß man den Leuten von Naschliß handgreiflicher kommen mußte, und schon an seinem dritten Sonntag einen Wucherfall, der sich eben in der Gemeinde ereignet hatte, so auf die Kanzel gebracht, daß der alte Sünder, dem es galt, sich am Schluß des Gottesdienstes mit Verzicht auf den üblichen Kirchenschnaps auf Seitenwegen nach Hause schlich. Stoff, dieses Verfahren fortzusetzen, gab es genug, denn die Naschlitzer waren nicht bloß wie alle Erzgebirgler etwas leichtsinnig, sondern durch Gewerbe und Gelegenheit war eine gewisse Verwilderung bei ihnen eingerissen. Auch der Fremde, der durchs Dorf zog, konnte es merken, daß hier freiere und ungewöhnlichere Sitten herrschten, er traf alte Weiber mit qualmenden Tabakpfeifen, Kinder, die Branntwein tranken, und kam selten ungehänselt davon. Gegen diese Unarten setzte nun Stetter, eine nach der andern, ein. Das Evangelium vom Knaben Jesu im Tempel brachte ihn auf die Kinderzucht, ein andres auf Frauenwürde, an einem weitem Sonntag ging er der Lust am Prellen und Betrügen und so im Laufe des Kirchenjahrs allen den kleinen und großen Teufeln zu Leibe, die in den Seelen seiner Gemeindefolghen hausten, aber immer

so, daß er Porträts gab, bei denen jeder, der da war, wußte, wer damit gemeint war. Bestimmte Personennamen vermied er, das Haus, die Straße und Ecke im Dorfe, um die es sich handelte, frank und frei zu bezeichnen nahm er keinen Anstand. Die Wirkung war ungeheuer. Die Prahlhänse wurden kleinlaut, und Verstöße gegen das siebente, achte, auch sechste Gebot, die früher als Heldenthaten bewundert, als große Späße belacht worden waren, sahen sich jetzt ins Heimliche und Dunkle verwiesen; in der Öffentlichkeit verurteilte sie jeder. Jedermann fürchtete das sonntägliche Strafgericht und den kleinen schwarzen Pastor mit den funkelnden Augen und der leidenschaftlichen Stimme. Selbst der eingewurzelte Aberglaube kam ins Wanken, als Stetter eine passende Gelegenheit gefunden hatte, ihn anzugreifen. Man hatte dem alten pensionierten Schweineschneider Kreher, einem geizigen und menschen scheuen Sonderling, auf das Gerücht hin, daß er das sechste Buch Moses besäße und zum Schaden des Dorfs mißbrauche, das Haus angezündet; Kreher aber war mit verbrannt. Aus der Furcht vor Stetter wurde Verehrung, als man sah, daß er nicht Stand und Besitz schonte, sondern mit evangelischer Gerechtigkeit von denen, denen mehr gegeben war, ein höheres Maß von Reinheit und Nächstenliebe forderte. Den ersten Anlaß hatte ihm der Chauffeegeldeinnehmer Brauer gegeben, der an der Kalicher Straße den Schlagbaum nach Dunkelwerden schloß und öffnete, bei Tage den Fuhrwerken aus dem Fenster heraus die lange Stange mit dem Geldbecken entgegenhielt. Rief ihn das Schlittengeläut der armen Holzknechte, die frei durchgingen, aus der Ruhe, so schimpfte er in der gröblichsten Weise; vor den großen Herren im Pelz dienerte er und schnitt Grimassen wie ein Chinese, sodaß das Chauffeehaus immer von Kindern und Neugierigen umlagert war. Dann kam der Oberförster daran wegen seines Zähorns und wegen seiner Härte und Roheit gegen die Holzleserinnen, bald darauf die Frau Meier vom Eisenhammer mit ihrer Puschucht und Verschwendung.

Wie überall in der rationalistischen Zeit war bis dahin am Sonntag vor- mittag auch in Naschütz keiner, der gesund war und ein anständiges Kleid besaß, dem Gotteshause fern geblieben. Stetter brauchte also den Kirchenbesuch in seiner Gemeinde nicht zu steigern. Wohl aber zog der Freimut seiner Predigten Gäste aus benachbarten Kirchspielen heran, und in der ganzen Ephorie wurden sie besprochen; die Wißbegierigsten konnten kaum schnell genug den Inhalt der lekt- gehaltenen erfahren.

So waren auch die Lauchsen und die Körnern nach ihrem Frühstück nicht weit gekommen, als ihnen schon Rothenthalerinnen mit der Frage entgegenliefen: „Was hot'r geso't?“ Sie erfuhren, daß sich der neuste Ausfall Stetters gegen die Frau Leuner gerichtet hatte; das obere Rothenthal erhielt aber von dem Fall Leuner eine andre Lesart als das untere. Es war das erste mal, daß Stetters Angriff auf Meinungsverschiedenheiten gestoßen war, die Lauchsen stellte sich auf die Seite des Pastors, die Körnern auf die der Frau Leuner.

Frau Leuner stammte vom Einholzer Senzenhammer, einem großen Pachthof an der Naschung, auf dem seit hundert Jahren die Familie Fritsch saß. Der Senzenhammer lag von Naschütz über eine Stunde weg, mit den nähern böhmischen Orten bestand nur geringer Verkehr. Wer hier aufwuchs, war auf sich gestellt, Fritschens Zettel um so mehr, als sie außer einem sechs Jahre ältern Bruder keine Geschwister hatte. Da es keine passenden Gespielen hatte, laß das muntre Kind sehr viel, verschlang alles, was mündliche Berichte nach dem Senzenhammer brachten, und entwickelte auf diese Weise Phantasie und Geist zu einer Regsamkeit, die mit der Stille ihres äußern Lebens in Widerspruch stand. Sie hätte eigentlich in eine große Stadt müssen, an die heimatliche Scholle gefesselt suchte sie, ins mündige Alter gekommen, Ersatz, so gut es ging, und war bald wegen ihrer Tanzlust, ihrer Unterhaltungs-

gabe und auch wegen ihrer Schönheit eine Berühmtheit in der Gegend. Von den zahlreichen jungen Männern, die sich mit Heiratsabsichten näherten, fand keiner Gnade; sie waren ihr alle zu dumm. Bald galt sie als stolz und hochfahrend, und man sagte ihr nach, daß sie nach einem der böhmischen Barone und Grafen trachte, die ab und zu im Senfhammer vor sprachen. Groß war daher die Verwundrung, als eines Tags Jettchen dem schlechtesten und einfachsten aller Mäschlitzer Heiratskandidaten, dem jungen Leuner, das Jawort gegeben hatte. Der alte Leuner war in des Lebens Blütezeit Salzfuhrmann gewesen. Die böse Welt behauptete, daß er im Salz versteckt und auf eigne Gefahr von Giebichenstein und Dürrenberg regelmäßig wertvollere Waren mit nach Böhmen gebracht habe. Jedenfalls war er zu ansehnlichem Vermögen gelangt und hatte damit die Lochmühle im Mäschunggrund erworben und ihren Betrieb wesentlich erweitert. Die gute Wasserkraft auszunützen wurden drei Sägemühlen angelegt, sie mit Holz zu versehen einige Bauernwälder gekauft, tagaus tagein waren Leunersche Geschirre unterwegs, die die geschnittenen Bretter auf der Freiburger und der Chemnitzer Straße den großen Städten und den Lagerplätzen zuführten, die ebenfalls Leuners Eigentum waren. Kurz: der alte Leuner war für Mäschlitz und Umgegend ein Krösus und fühlte sich als solcher. Darum war ihm die Wahl, die sein Sohn, das einzige Kind, getroffen, nicht recht. Die Fritzsch Jettel hatte nichts, wie er sich ausdrückte, und war in seinen Augen ein Bettelkind; er warf einen großen Haß auf sie, übergab Mühle und sämtlichen Besitz dem Sohn und zog noch vor der Hochzeit hinaus ins Dorf, wo er, im Gegensatz zu seinem früher oft wüsten Treiben, eine Art Einsiedlerleben begann. Der junge Leuner war nach der früh verstorbenen Mutter geraten. Ruhig, sanft, anspruchslos und wortkarg konnte er einfältig erscheinen; nur die treuherzigen Augen ließen etwas von der innern Tüchtigkeit merken, die er den großen Geschäftsaufgaben entgegenbrachte, die plötzlich auf ihn gefallen waren. Seine junge Frau ging ihm dabei mit neuen Ideen zur Hand. Ihr verdankte das Brot der Lochmühle den Ruf und die Exportfähigkeit, sie hatte darauf gedrungen, daß böhmisches Korn dazu verwandt wurde. Mit zwei großen vierspännigen Wagen wurde es zweimal wöchentlich vom Kommutauer Markt herangeholt. Leuner besorgte den Einkauf persönlich, und die Frau fuhr gern, war sie zu Hause abkömmlich, mit. Ein Töchterchen befestigte das Glück der Ehe, alles ging gut und erfreulich auf der Lochmühle. Auch der Verkehr in dem abgelegnen Hause ward reger. Namentlich Forstbeamte, die in den kolossalen Wäldern, in deren Mitte die Mühle lag, beschäftigt waren, sprachen zahlreicher und häufiger ein, die einen von der guten Bewirtung, die andern von dem interessanten Wesen der Frau Leuner angezogen. Sogar der Oberforstmeister gehörte bald zu den Hausfreunden. Er führte seine Damen ein und zog damit die Lochmühle in einen neuen und höhern Kreis gesellschaftlicher Beziehungen. Auch in ihm behauptete sich Frau Leuner mit Auszeichnung, ihre Empfänglichkeit und ihr Verständnis überstieg alle Erwartungen.

Der alte Leuner sah dem sehr scheid zu; seinem sparsamen Sinn waren die ewigen Besuche und die großartige Gastfreundschaft höchst bedenklich, die Lobreden auf seine Schwiegertochter aber brachten ihn auf, er spähte nach einem wunden Punkt und bezahlte Leute, die ihm Nachteiliges zutrugen. Leider bot Frau Leuner dazu Anlaß. In ihrer raschen, auffahrenden Art hatte sie sich in fortgeschickten Dienstboten, in Leuten, denen sie „die Wahrheit gesagt“ hatte, bald eine Reihe offener und heimlicher Feinde geschaffen, und es dauerte nicht lange, da war von diesen auch eine wirkliche Schleichigkeit, ein straffälliges Verhältnis zwischen ihr und dem königlichen Forstgehilfen Hering entdeckt.

Hering hatte seine Laufbahn als sächsischer Offizier begonnen, in Österreich fortgesetzt, war aber im Feldzug unter Radetzky durch einen Schuß ins Antez zu

einem steifen Bein und außer Dienst gekommen. Die Zeit der Genesung verleitete ihn zu müßigen, abenteuerlichen Irrfahrten durch aller Herren Länder. Seine Familie erwog schon die Verschiedung nach Amerika, da nahm sich ein früherer Regimentskamerad seiner an und verschaffte ihm Anstellung im Forstdienste der Heimat. Bei seiner Abneigung gegen Schreibtisch und Examen kam Hering nicht recht von der Stelle, machte sich aber überall als Gesellschafter außerordentlich beliebt. Auch Leuner hatte ihn aus Gutmütigkeit und Mitleid aufgefordert, vorzusprechen, so oft ihn sein Weg in die Nähe der Lochmühle führe, und Hering hatte sich mit der Zeit gewöhnt, von dieser Aufforderung den ausgedehntesten Gebrauch und die Lochmühle zu seinem zweiten Heim zu machen. Beide Eheleute behandelten ihn als Familienmitglied, und der Frau Leuner war er unentbehrlich geworden. Stundenlang hörte sie ihm zu, wenn er von Wien, von Mailand, von Paris, London und Petersburg, wo er überall wie zu Hause war, erzählte und fabulierte. Jedem, den sie traf, sprach sie von der Bedeutung und den außerordentlichen Eigenschaften des liebenswürdigen und gewandten Schmarozers. „Den Hering müßten Sie kennen lernen, der is' gescheit, was der alles weiß! — Der Hering, der müßte Forstmeister sein.“ Das oder so etwas ähnliches bekamen alle zu hören, und „der Hering“ war ihr drittes Wort. Das Gerede, das diese Heringsschwärmerei natürlich erregen mußte, diente dem alten Leuner zur Schadenfreude und zum willkommenen Mittel, seiner Schwiegertochter einen Leumund zu machen, wie er wünschte. Als aber schließlich auch Posten kamen, daß Hering der Lochmühle zur Nachtzeit, bei der Abwesenheit Leuners Besuche abstattete, stutzte er und beschloß zuerst mit dem Sohne zu reden. Doch siegte das Gefühl des Hasses: der beim weitem Gang der Dinge zu erwartende Skandal mußte nach seiner Berechnung die von Haus aus unwürdige Schwiegertochter vernichten und zur Lösung der Ehe führen. Für den eignen Sohn würde die Operation schmerzvoll aber heilsam sein.

So standen die Dinge, als Stetter in Naschütz das Amt antrat. Der alte Leuner aber hatte, nachdem er von der Lochmühle grollend abgezogen war, seine Frömmigkeit entdeckt und war im nächsten Jahre darauf zum Kirchenvater gewählt worden. Als solcher kam er auch mit dem neuen Pastor intimer zusammen und wurde dessen Vertrauensmann. Auf seinen Rat ging zum Teil die Predigtmethode Stetters zurück, die sich so vorzüglich bewährt hatte. Der alte Leuner gefiel dem Pfarrer in jeder Beziehung, es bekümmerte ihn insofgedessen, daß er plötzlich Zeichen betrübten Gemüths an dem sonst gesprächigen Greis bemerken mußte. Eines Sonntags sprach er ihn darauf an:

Nun, mein lieber Leuner, wo fehlt's denn?

Ach, Herr Pforr, dos läßt s'ch nich so derzehln; s' sein Soch'n, die mer besser ser sich behält.

Aber nach und nach ließ sich der alte Leuner die Geheimnisse doch abfragen, und Stetter stand entrüstet vor einem der dreiftesten Sündenfälle in den obern Schichten. An der Glaubwürdigkeit des alten ehrwürdigen Mannes zu zweifeln kam ihm kein Gedanke, umso weniger, als dieser alle seine Zeugen benannte und sich erbot, sie dem Pastor zuzuschicken. Dagegen hatte sich Stetter über das Ehepaar Leuner in der Lochmühle schon selbst Gedanken gemacht. Warum kamen sie, die einzigen in der Parochie, nicht zur Kirche? Daß sie zum Gottesdienst nach Rothenthal oder Kühnheide fuhren und in die Naschützer Kirche nur wegen ihres Berwüßnisses mit dem alten Leuner nicht gingen, wußte er nicht, hielt es auch nicht für angebracht, sich einmal persönlich auf die Mühle zu begeben und Klarheit über die Gottlosigkeit im allgemeinen und über den Fall Hering im besondern zu verschaffen. Wie es ihm bisher immer gut geraten war, wenn er die Seelsorge für

befondere Gelegenheiten auf die Kanzel verlegte, so war er seiner Sache auch diesmal sicher, und als die Reihe der vorgeschriebnen Texte das Evangelium von der Ehebrecherin traf, da führte er, wie es ihm schien, pflichtgemäß den notwendigen Schlag aus:

Ja, sagte er, dieser einen Sünderin hat unser Herr Jesus um ihrer Liebe willen verziehen, aber, irret euch nicht, ihr Sünderinnen von heute, er hat keinen Generalpardon gegeben. Der Gott der Strafe findet alle, die nach fremden Männern schielen, keine bleibt verborgen, keine, ohne Unterschied von Rang und Gut. Auch über unsre Gemeinde wacht sein strenges Auge. Wehe den schamlosen Mägden, die ihre Schande auf die Gasse tragen, wehe auch der reichen Frau Potiphar, die dort abseits in der Waldmühle Argernis giebt.

Die Anspielung auf Frau Leuner war von den meisten sofort verstanden worden, und auch die wenigen, die Potiphars Frau aus dem Alten Testament längst vergessen hatten, merkten doch, daß von der Frau in der Waldmühle die Rede war. Außer der Lochmühle gabs aber keine andre Waldmühle in Naschütz.

Stetters neuste That war im Laufe der Woche überall im Bezirk bekannt, nur Leuners wußten nichts davon und erfuhren erst am nächsten Sonntag, was geschehn war. Das war der Kirchensonntag. Wie gewöhnlich hatte Leuner dazu aus Komotau Ungarwein und Doppelbier in schweren Mengen angeschafft, es war gebacken und gebraten worden, neben Forellen, frisch aus der Naschung gefangen, standen Delikatessen der Großstadt zur Verfügung, aus Hausgetier, Wild und Geflügel hatte Frau Leuner Meisterstücke der Kochkunst bereitet. Das Fest nahm am Sonnabend seinen regelrechten Anfang: die „Kuchensänger“ hatten sich sogar zahlreicher als je eingefunden. Aber während andre Jahre am Sonntag die Lochmühle von Gästen zum Brechen voll war, hatte sich diesmal nur ein kleiner Kreis versammelt. Die Spitzen der Gesellschaft fehlten vollständig. Als Frau Leuner beim Mittag ihre Verwunderung darüber äußerte, brach ihr Bruder los:

So — un dos begreiffst de ooch noch nich emol? Egentlich wärs ooch für unjar eenen besser gewesen, wag zu bleibn.

Na, aber Fritz, was meenst dee du? Was joll dee das heeßen?

So kam's zur Aufklärung. Frau Leuner geriet in einen Sturm der Entrüstung, aber auch ihr Mann fand die Sache arg und unerhört. Die Kirmeß, die sonst auf der Mühle bis zum Donnerstag wenigstens dauerte, ward aufgehoben, noch am zweiten Feiertag vor Tische begab sich Leuner hinaus nach Naschütz zu Stetter.

Herr Pfarr — begann er ohne Umschweife —, ich möcht mer nör Auskunft ausbitten, worum Sie d' annere Boch meine Frau off de Kanzel gebrocht hon?

Mein lieber Herr Leuner, leider habe ich das thun müssen; es hat mich einen schweren Kampf gekostet, namentlich mit Rücksicht auf Ihren Herrn Vater und auch auf Sie. Ich kann Ihnen auch nicht verschweigen, mein lieber Herr Leuner, daß Sie als Eheherr, meiner Ansicht nach, Ihre Frau besser hätten überwachen und hüten sollen. Da wäre es nicht soweit gekommen.

Herr Pfarr, was ich ze thun un ze lassen ho — dos brauchen Sie mer nich ze lernen; ich will otter nischt weiter erfohrn, als wie Sie derzu kumm, meine Frau an den Pranger ze stelln.

Stetter mußte jetzt wohl oder übel sein Belastungsmaterial vorlegen und wurde ziemlich betroffen, als Leuner das Zeugnis des eignen Vaters schroff verwarf und auseinandersetzte, wie er und seine Frau zu diesem standen. Trotzdem lehnte er die Aufforderung Leuners, öffentlich Widerruf und Abbitte zu leisten, ohne Zögern und entschieden ab. Noch am selben Nachmittag fuhr Leuner nach Rothenthal zu einem Rechtsanwält, dem alten Gerichtsdirektor Endler. Dem war der Vorfall

längst bekannt geworden und als eine Rücksichtslosigkeit Stetters erschienen. Die Klage gegen ihn einzureichen verstand er sich jedoch nicht ohne weiteres, da er grundsätzlich nur da eintrat, wo er selbst vom Recht der Sache bis auf jeden Rest überzeugt war. Er bat deshalb Leuner, ihm reinen Wein wegen der nächtlichen Besuche Hering's einzuschütten.

Herr Gerichtsdirektor, erwiderte ihm Leuner, dos is uns sälber ä Rätsel, de Unerforschung wirds wohl rausstellen, wie de Leit uff su was kumma sin.

Und Sie sind Ihrer Frau ganz sicher? Nehmen Sie mir die Frage nicht übel, Herr Leuner.

Nee, dos nähm ich Ihna nich übel, Herr Gerichtsdirektor! Ich hob meine Frau sälbr dornoch fro'n müßn. Nu is es su: enne Dummheet künnt mer ihr am Einn zutraun, otter enne Lüg brächt se nich übers Harz. Wenn se jo oder nee so't, do konn ich meinen Kopp dorfür einsetzen, un se hot nee geso't.

Darauf hin ging denn die Klage wegen grober Beleidigung und Verleumdung an das Gerichtsammt Steinitz ab, Stetter wurde davon verständig und versprach durch seinen Advokaten, den Justitiar Zange, den Wahrheitsbeweis. Trotz des in den fünfziger Jahren noch üblichen schriftlichen Verfahrens nahm der Prozeß einen für damals außergewöhnlich schnellen Gang. Auch der Amtmann war von der Spannung ergriffen, in die die Angelegenheit die ganze Gegend versetzt hatte. Nach drei Monaten schon kam das Urteil und wies Leuner ab. Die unterlegne Partei trug an diesem Ausgang große Schuld, Frau Leuner hatte eine Vernehmung empört abgewiesen, Hering aber dem Gerichtsammt mit einem Schreiben geantwortet, das ihm eine beträchtliche Ordnungsstrafe zugog. Leuner appellierte, und das Bezirksgericht, an das die Sache nun verwiesen wurde, verfuhr wesentlich gründlicher als die erste Instanz und machte sich vor allem die Idee zu eigen, die seiner Zeit von der Körnern ausgesprochen worden war: Gesezt, es ist wahr, daß der Hering nachts, wenn Leuner sich in Kommutau befand, wirklich zur Hintertür der Mühle hereingegangen und wieder herausgegangen ist, so muß immer noch bewiesen werden, daß ihn Frau Leuner empfangen hat. Zange fühlte, daß hier die Schwäche des Stetter'schen Wahrheitsbeweises lag, und fing an, durch Instruktionen den Zeugen erfolgreich nachzuhelfen. Die örtlichen Verhältnisse erleichterten das. Die viel-erwähnte Hintertür lag im ersten Stock, das Haus war in den Berg hineingebaut und hatte für das Erdgeschoß keinen Ausgang und kaum ein Fenster; es war also für einen Beobachter kein sehr großer Raum zu beherrschen. Zuerst fragte Zange die Tochter der Laachsen, ob sie in den Nächten, wo Hering gekommen war, nicht auch die Frau Leuner gesehen hätte. Das konnte sie mit gutem Gewissen bejahen, denn eines späten Abends war sie von der Frau getroffen und für ihr Herumtreiben ausgescholten worden. Damit lag also für Zange ein Beweisstück vor, daß Frau Leuner den Jäger erwartet hatte. Als die übrigen Zeugen merkten, was der Herr Justitiar gern hören wollte, ward ihre Erinnerung auf einmal lebendig; bei jeder neuen Frage tauchten weitere Einzelheiten auf, und immer wiederholtes Abfragen durch den Justitiar befestigte sie dermaßen in der Einbildung der einfältigen Diensthute, daß sie zu jedem Schwure bereit waren. Die Stetter'sche Partei konnte hiernach für den zweiten Gang des Prozesses mit Belegen nicht bloß für die nächtlichen Besuche des Jägers dienen, sondern auch gesehen und gehört worden war. Das Bild der Schuld war vollständig geworden bis aufs Lachen und Weinen des Liebespaares, und bis auf die nach und vom Fenster geworfenen Rußhände. Der Untersuchungsrichter des Bezirksgerichts, ein ziemlich ungläubiger Thomas, fand es jedoch nötig, die Zeugen an Ort und Stelle in genaues Verhör zu nehmen. Für jeden einzelnen reiste er die acht Stunden nach Raschlik, wenn nötig mehrmals,

fragte die Burschen und Mägde, die ausgefragt hatten, nach wie, wo und wann, trieb sie in die Enge und in Widersprüche unter einander und mit sich. Dadurch zog sich der Prozeß ziemlich in die Länge und verlor für die Unbeteiligten an Interesse. Bald verdrängten ihn neue wichtigere Dinge fast gänzlich aus dem Gesichtskreis der Öffentlichkeit.

Der Winter des Jahres 1857 war ein schwerer für die armen Leute des Erzgebirges. Am politischen Himmel schienen sich Kriegsanzeichen zu melden, die amerikanischen und französischen Bestellungen blieben aus, alle Geschäfte gingen schlecht, die Strumpfwirker und die Spielwarendreher wurden auf halben Lohn gesetzt und allmählich gar brotlos. Dazu war die Ernte schlecht gewesen, das Brot wurde teurer, an den wichtigen Kartoffeln war Mangel. Es kam zu einer kleinen Hungernot, in den bevölkertern Orten wurden Suppenanstalten errichtet, in den Häusern der verschämten Armen und in den entlegnen Dörfern fand man oft ein Mittagmahl, das aus gebratenen Kartoffelschalen bestand.

In solchen harten Zeiten wird überall in Grenzgebirgen stärker gewildert und geschmuggelt. So geschah es auch diesmal im Flöha- und Ragschungthal. Insbesondere erreichte das Schmuggelergewerbe wieder eine Ausdehnung und eine Reife, wie es die Zollgelehrten seit den Jahren der Kontinentalperre nicht erlebt hatten. Damals hatten die Pächter den Grenzjägern bei hellem lichten Tage auf dem Rothenthaler Marktplatz förmliche, zuweilen siegreiche Treffen geliefert. Kam es jetzt auch nicht so weit, so scheuten sich doch die Schmuggler nicht, den Ort truppweise zu betreten. Zu jeder Stunde konnte man die breiten, starken Gestalten mit den halb verhüllten Gesichtern, in lange, zerlumpte Sackröcke gekleidet, in den Händen wahre Herkuleskeulen tragend, die böhmische Straße hereinziehen sehen. Hören kaum, denn ihr Schuhwerk war dick mit Wolle und Strümpfen umwickelt. Die Zollwachen wurden verstärkt und entwickelten eine fieberhafte aber fruchtlose Thätigkeit. Nach wochenlangem Lauern und Patrouillieren war kein Zweifel mehr darüber, daß von Rothenthal her nichts nach Böhmen eingeführt wurde. Die Schmuggler hatten das Haus des Materialienhändlers Goldammer zwar täglich betreten, aber nur die Destillation; Zucker und Kaffee war nachweislich nicht gekauft worden. Den Zollbehörden wurde es klar, daß der Aufmarsch der Schmuggler in Rothenthal nur eine Finte war, bestimmt, abzulenken und zu verdecken. Das eigentliche Geschäft wurde mit Spizen gemacht, die von Osterreich weiter hinunter nach dem Orient gingen, und die Stelle, an der sie von Sachsen nach Böhmen übergeführt wurden, mußte im Ragschungthale, in der Nähe von Gabrielschütten liegen. Aus den Waldwegen, die von dorthin nach Eisenberg, nach Rothenhaus und nach Görkau führten, tauchten in den Morgenstunden der Kommtauer Markttage die der österreichischen Finanzwache bekannten Schwärzer auf. Man hielt sie nicht an, sondern traf Vorkehrungen zu einem Hauptschlag, der die ganze Bande samt Helfershelfern und Abnehmern dingfest machen mußte. Die Pfadspuren auf der böhmischen Seite, von den drei genannten Stellen aus zurückverfolgt, liefen alle auf eine kleine Waldwiese aus, auf der eine Bretterhütte stand, die am Anfang des Winters zur Wildfütterung gedient hatte und jetzt leer war. Es war wichtig, daß sich dort kein Zollwächter sehen ließ, aber ein Forstmann, der unauffällig an der Bude vorbeiging, sah mit einem Blick, daß da neuerdings Menschen aus und ein gegangen waren. In aller Stille wurde nun ein Kesseltreiben vorbereitet, österreichisches Militär aus Kommtau, sächsisches aus Marienberg herangezogen, in unscheinbare Zivilanzüge gesteckt, statt der langen Flinten mit leicht verberglichen Revolvern versehen, in die Schenken und auf die Straßen zerstreut und in der ersten stockfinstern Nacht auf dicken Strohschuhen in vier Kolonnen an die Waldwiese herangeführt. Und siehe da: die lange Ruhe hatte die Schmuggler dermaßen in Sicherheit gewiegt,

Im Winter
Taufstein
Schmuggel
wichtig ge-
wesen,
gab da-
mals schon
Taufstein
Lauterbach

♀ Oesterreich

daß ihre Wache, betrunken und eingeschlafen und ohne einen Laut zu geben, geknebelt werden konnte. In der Hütte brannte sogar Licht. Der kommandierende Zolljäger schlich sich hin und sah durch einen Spalt über ein Duzend Pascher, in ihrer Mitte aber zu seinem Erstaunen einen Mann in sächsischer Forstuniform, der aus einem Rucksack Spitzen verteilte. Ein Pfiff, eine Gewehrsalve von allen vier Kolonnen a tempo, die Schmuggler vom Schreck gelähmt, in der nächsten Minute sämtlich widerstandslos gefangen! In der sächsischen Forstuniform aber erkannte man — Hering! Die Nachricht von dem Fang verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das ganze Grenzgebiet, noch vor dem Frühstück erfuhr auch der Rothenthaler Forstmeister, was sich mit seinem Gehilfen begeben habe. Er ging sofort nach dessen Zimmer, um es mit Beschlagnahme zu belegen. Was möglich? Hering lag im Bett und schlief wie ein Gerechter. Auch das schärfste Examen ergab nur, daß Hering mit der Schmugglerbande nichts zu thun hatte, und dasselbe Ergebnis hatte sich mittlerweile auch in Görkau, wo man die Pascher einlieferte, herausgestellt. Der vermeintliche Hering, der mit gefangen worden war, war nicht echt. Es war der ehemalige Waldwärter Uhlig, dem Hering für allerhand kleine Dienste seine abgetragenen Uniformen geschenkt hatte. In der schweren Zeit war dieser Mann auf unrechte Wege geraten und allmählich die Hauptstütze der Schmugglerei geworden. Einen Forstbeamten, hatte er sich gesagt, bringt überhaupt niemand so leicht mit dem Schmuggel in Verbindung; damit war es beschlossen, die alten Heringschen Uniformen auf den Paschergängen zu tragen. Das war auch eine Zeit lang ganz gut gegangen. In der Saßunger Gegend wurden die Spitzen geholt, bei Reitzenhain ins Böhmisches gebracht. Aber eines Tages hatte sich die Ulmbacher Finanzwache doch aufgemacht, den Jäger genauer zu befehen, der so häufig bei Nacht die Grenze wechselte. Uhlig entkam zwar, hielt es aber für geraten, die Uniform wieder außer Dienst zu stellen. Da hörte auch er, was über Frau Leuner und Hering erzählt wurde, und sofort machte er sich dieses Gerücht zu Nutzen. Wissen die Leute schon so viel von den beiden, werden sie ihnen auch noch mehr zutrauen, rechnete er, und diese Rechnung war richtig. Hatte er früher nur im allgemeinen einen Jäger gespielt, so übernahm er nun die besondere Rolle Herings. In der Figur glich er ihm, das leise Hinken des Originals war leicht nachgemacht. Uhlig nahm also den Spitzenschmuggel von neuem auf und blieb diesmal ungestört. Die Lochmühle kannte er aus seiner Waldwärterzeit her sehr genau, wußte also auch, daß da die Hintertür nachts für die Müllergesellen, die sich ablösten oder nach dem Mühlbach sehen mußten, und für die Fuhrleute, die nach Kommotau gingen oder von da kamen, offen blieb. So war es auch für ihn leicht, aus und einzugehn. Hätte ihn Frau Leuner einmal dabei getroffen, wäre es fatal geworden. Die pflegte aber um Mitternacht fest zu schlafen. Dagegen vom Dienstvolk bemerkt zu werden, das wars, was er wollte; daß die der Sache nicht auf den Grund gingen, dessen konnte er sicher sein. Nicht einmal ihm nachzulaufen trauten sie sich, sonst würden sie bemerkt haben, daß Uhlig von der Hintertür aus nicht nach den Zimmern der Herrschaft, sondern links hinein in den Kornboden ging, wo er sich hinter den Säcken ungesehen ausruhte. Im Verhör stellte sich denn auch heraus, daß Uhlig der erste gewesen war, der das Gerücht von den nächtlichen Zusammenkünften Herings mit der Müllersfrau im Umlauf gesetzt hatte.

Nach dieser Aufklärung des Sachverhalts nahm der Prozeß natürlich ein schnelles Ende. Noch ehe das Gericht für Leuners entschieden hatte, kam Stetter um seine Entlassung ein und erhielt sie, obgleich sich die Nachzügler durch ein halbes Duzend Gnadengesuche für ihn verwandten. In der Lochmühle war schon bis zur nächsten Kirnmes alles wieder im alten Gang. Mittlerweile sind die Müllersleute und ihre Tochter wie alle an der Geschichte Beteiligten gestorben. Daß auch Stetter

die irdische Bühne und doch noch als Pastor verlassen hat, war vor zwei Jahren aus der Leipziger Zeitung zu sehen. Eine reiche Gemeinde der Lommatzcher Gegend hatte ihm da einen prachtvollen Nachruf gewidmet.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Polentum und Volksschule. Der Verfasser des Grenzbotenartikels über den Posener Schulstreit vergleicht die Maßregeln der preußischen Schulverwaltung gegen das überwuchernde Polentum mit dem Verfahren des Mannes, der seinem Hunde, um ihn zu schonen, den Schwanz stückweise stuzte. Das Bild ist nur zur Veranschaulichung gewählt und lehrt seine Spitze — es wäre sonst auch eine verwerfliche Beleidigung — lediglich gegen die Verkehrtheit der Methode. In diesem Sinne ist es treffend. Aber der Patient hat zwar die verschiedenen Operationen mit Grimm gefühlt, ist jedoch nicht verstümmelt worden, sondern hat daraus immer neue Kraft gewonnen: das Polentum hat als Stamm das Beschneiden seiner Äste verwunden und das deutsche Pfropfreis verschlungen. Wie jede Energie auf ihrem Gebiete Erfolg hat, so ist er auch den Polen zu teil geworden, und wenn nicht Anerkennung, so sind wir ihnen doch dafür Achtung schuldig. Welches Bild von Kraftvergeudung, Inkonsequenz und Zerfahrenheit dagegen ergeben die Darlegungen des Verfassers auf unsrer Seite! Seine Kritik trifft jede Einzelmaßregel, auch die, deren Verteidigung seinen Aufsatz veranlaßt. Wird sich außer mir nicht vielen andern Lesern der Schluß aufgedrängt haben, daß die Zeit des Stückwerks dahin ist, daß nunmehr ganze Arbeit geleistet werden muß?

Wenn wirklich der Erzbischof von Stablenwski klagenden deutschen Eltern zur Antwort gegeben hat: „die Kirchensprache ist nun einmal polnisch,“ so zeigt er uns den Weg. Die Staatsprache in jedem Teil des Deutschen Reichs ist nun einmal deutsch. Die Staatsprache, also auch die Schulsprache, denn die Schule ist eine Staatsanstalt. Da die Polen jede Zulassung des Polnischen in der Schule dazu benutzen, die Kenntnis und den Gebrauch unsrer Sprache zu hintertreiben, so wird ihre Sprache als Unterrichtsgegenstand verbannt, auch die Lehrerseminarien lehren kein Polnisch mehr, und den Lehrern wird als Beamten verboten, polnischen Privatunterricht zu erteilen. Die polnischen Präpste mögen ihre Kirchensprache lehren: in der Kirche und im Pfarrhaus, aber nicht in Schulräumen, sie selber, aber keine Hilfskräfte. Und wenn der Primas von Polen den Religionsunterricht mit katholisch approbierten Lehrmitteln in deutscher Sprache nicht leiten lassen will, so verhindert eben er die Ausführung der Verfassungsbestimmung, die ihm diese Leitung zugesteht. Biblische Geschichte, den Kindern von einem katholischen Lehrer aus einem kirchlich approbierten Lehrbuch gelehrt, ist kein Kulturkampf; den weitem Inhalt des religiösen Unterrichts, den eigentlichen Religionsunterricht, mag der Geistliche in der „Kirchensprache“ vortragen, mit oder ohne Buch, und er wird dafür unter den Kindern nicht auf mehr polnische Analphabeten stoßen, als sein Vorgänger vor der ersten Teilung Polens zu unterrichten hatte, denn damals gab es keine Schulen oder so gut wie keine. Den Herren wird dadurch nur die Rehrseite der Medaille zu Gemüte geführt, nach deren Aufschrift Danzig von Rechts wegen noch heute eine polnische Stadt ist. Polnische „Pöffen“ sind es ja nicht, die im Namen von Religion und Freiheit in einem Teil des deutschen Reichsgebiets gespielt werden,